download unter www.biologiezentrum.at

werden; der Gesammtertrag aus meiner Gegend etwa 4 bis 5000 Eier beträgt, ergibt sich ein Verdienst von 1000 Mark und mehr an die Eiersucher von Profession.

Dass ein so leicht verdientes Geld keinen Segen für diese Menschen bedeutet, liegt auf der Hand, denn: Wie gewonnen, so zeronnen!

Erwägt man die übrigen Nachtheile, welche der Niederjagd durch die Eiersuche zugefügt wird, so ist es eigentlich nicht recht begreiflich, wie man bei Schaffung des Vogelschutzgesetzes die Eiersuche bestehen lassen konnte!

Der Genuss eines Kibitzeies ist eine so winzige Leckerei — ein Hühnerei schmeckt doch weit angenehmer — dass es eigentlich gar nicht zu begreifen ist, wie sonst vernünftige Menschen, ihr Geld so wegwerfen können. Die Kibitzeieresserei ist einmal Modesache geworden, der Bauch hat auch seine Moden; es muss ihm geopfert, und es muss mitgemacht werden, denn so erfordert es der gute Ton der heutigen Gesellschaft.

Die Kehrseite der Medaille bedeutet, eine langsame, aber sichere Ausrottung des Kibitz.

Herbeigeführt wird diese: Erstens durch die Entwässerungen der Sümpfe und Urbarmachung des brachliegenden Landes. Zweitens durch die Eierwegnahme und drittens durch den Abschuss. Durch die immer mehr durchgeführten Culturen werden seine Brutplätze in den Flussthälern und Marschen immer mehr eingeengt; die Auffindung seiner Eier dadurch leichter, so dass nur ein kleiner Percentsatz auf den Flug kommt.

Der Abschuss des Kibitz ist in vielen Gegenden nicht gebräuchlich; in einigen hat er gar keine Schonzeit, in anderen zwei und drei Monate.

Als jagdbaren Vogel finden wir den Kibitz nur in der Oldenburgischen Jagdordnung benannt.

Im Inneren Deutschlands wird man den Kibitz wenig schiessen, weil — seine Erlegung eine überaus schwierige ist; an den Küsten wird ihm sowohl auf dem Frühjahrs, als auch auf dem Herbstzuge eifrig nachgestellt. Die Jagd ist lohnend, besonders wenn im Spätherbste dichte Schaaren aus dem Norden ankommen und bei gelindem Wetter überwintern.

Betrachten wir uns zum Schlusse den schmucken Vogel! Er ist einer der ersten Boten, welche den rückkehrenden Frühling verkünden, denn grosse Wanderheere ziehen einzeln voraus, gleichsam als ob sie Quartier machen wollten.

In der Heimat werden sie durch die Unbill der Witterung oft arg mitgenommen, und da sie sich zum Rückzuge nur selten entschliessen, gehen ihrer viele unter solchen Umständen zu Grunde. In den meisten Gegenden wird er durch die Culturen immer mehr verdrängt; er liebt die Nähe des Wassers, meidet aber möglichst die Nähe des Menschen.

Durch seine beständige Beweglichkeit und seine Flugkünste, die zur Balzzeit mit erstaunlicher Geschicklichkeit ausgeführt werden, macht er sich zur angenehmsten Erscheinung auf Triften und Weiden. Von seiner Stimme macht er jederzeit den ausgiebigsten Gebrauch, umschwärmt Freund und Feind mit seinem „Kiwit“, stösst mit wahrer Todesverachtung auf den Storch, wenn sich derselbe seinen Jungen nähert, vertreibt Schafe und andere Thiere; selbst der beste Schnepfenhund klemmt den Schwanz zwischen die Beine, wenn der muthige Vogel dicht über seinem Kopfe dahinsaust. Ebenso muthig wird der Fuchs angegriffen, der meistens auch vertrieben wird, ohne dass er seinen Zweck erreicht. Oft fällt der Kibitz dem rothen Räuber aber doch zur Beute, indem er sich dumm stellt und langsam seines Weges dahin schnürt. Der Kibitz dadurch dreister werdend, stösst immer rascher und schnapp —! hat ihn der listige Reineke in den Fängen.

Er lebt von Regenwürmern, Kerbthierlarven aller Art u. s. w. Für das Culturland ist er ohne Nutzen, er meidet dasselbe; sein Platz ist der Sumpf, die Weiden und Wiesen; wo er durch die Vertilgung von vielem Ungeziefer sich nützlich macht.

Jung Aufgezogene oder auch alt Eingefangene, werden sehr zahm, sind leicht zu unterhalten, überdauern den Winter im Freien nicht und bedürfen der Wärme.

Den Umschlag der Witterung, Regenwetter und Sturm — zeigt der im Käfig sitzende Kibitz sicher durch seine Unruhe und häufiges Rufen an.

Zur Züchtung überseeischer Stubenvögel.

Schon in meiner Kindheit grosse Vorliebe für die Vogelwelt hegend, begann ich bereits in früher Jugend Vögel zu pflegen und zu züchten. Zuerst war es die Zucht des Kanarienvogels, welcher ich mich zuwandte, zuerst die gemeine Landrace später Holländer-Gestaltkanarien ziehend. Bei diesen letzteren war ich so glücklich, prächtige Vögel zu züchten, über welche sich so mancher Vogelfreund und Kenner lobend aussprach. Durch die Lectüre von Fachzeitschriften und Büchern, welche die Zucht exotischer Vögel als überaus leicht und lohnend schildern, angeregt, wurde in mir der Wunsch rege, solche zu besitzen und zu züchten, und ich schaffte mir zunächst ein Paar der, als so vorzügliche Nister gerühmten, Wellenpapageien an. Ein Paar war es wohl, weil es zwei Stücke waren, aber jedensfalls zwei Männchen, zu welcher Erkenntniss ich jedoch leider erst kam, als ich die Vögel bereits längere Zeit besass. Vorerst brachte ich dieselben in einen geräumigen Käfig mit Nistkasten und wartete der Vermehrung, die da kommn sollte. Darüber vergingen $2^1/_2$ Jahre, während welcher meine Geduld auf eine harte Probe gestellt war, ohne dass sich die sehnlichst erwarteten Jungen einstellten, und schliesslich erkannte ich, dass beide Vögel eines Geschlechtes waren. Nun schaffte ich mir japanische Mövchen an. Ich erhielt zwei Pärchen, eben flügge gewordener, der braunbunten Spielart. Nachdem ich dieselben durch einige Monate gepflegt hatte, begannen sie zu nisten; bei einem Pärchen ging das Weibchen und auch der für dieses nachgeschaffte Ersatz beim Eierlegen ein, trotzdem ich reichlich Sepia und gestossene Eierschalen gab. Mit dem zweiten Pärchen hatte ich mehr Glück; es machte in einem Jahre

download unter www.biologiezentrum.at

14 Bruten, jedes Gelege aus 4 bis 8 Eiern bestehend. Nicht jedes Gelege wurde erbrütet und gross gezogen, es kam vor, dass zwischen manchen Gelegen ein Zeitraum von nur einigen Tagen lag, denn anstatt die vorhandenen Eier zu bebrüten, begann das Weibchen manchmal neuerdings zu legen. Erfolgreich war die Brut meist dann, wenn vier bis höchstens sechs Eier vorhanden waren, eine grössere Eierzahl scheint vom Weibchen nicht genügend bedeckt und erwärmt werden zu können.

In diesen vierzehn Bruten erzog das Paar achtzehn Stück gesunder Junge, einige die im Neste verkrüppelt waren, tödtete ich, ehe sie flügge wurden. Als Erstlingserfolg begnügte ich mich gern mit dieser Zahl in angegebenem Zeitraume In Dr. Russ' Handbuch las ich, dass man von braunbunten Mövchen auch rein weisse züchten kann; weisse erhielt ich wohl nicht, doch waren unter den Jungen acht Exemplare der gelbbunten Varietät. Noch will ich erwähnen, dass mir dieses Mövchenpaar gleichzeitig aus untergelegten Eiern sechs Zebrafinken erbrütete und gross zog.

Ich hatte mir nämlich auch ein Paar Zebrafinken durch Tausch erworben, doch erlebte ich an diesen in Bezug auf Zuchtergebnisse wenig Freude. Durch ein und ein halb Jahre legte das Weibchen fast ununterbrochen, ich fand oft 16 bis 18 Eier im Neste, nahm ich dieselben weg und sah nach einiger Zeit wieder nach, so fand ich wieder einige Stück. Einige Bruten kamen soweit zu Stande, dass Junge ausschlüpften, doch wurden diese stets sofort verlassen.

Von den sechs Jungen, welche die Mövchen aufgefüttert hatten, gab ich zwei Pärchen in je einen Nistkäfig. Alsbald begannen sie zu bauen uad zu nisten, jedoch ohne bessere Resultate als ihre Eltern zu bringen; es wurden zahllose Eier gelegt und hin und wieder Junge erbrütet, jedoch nie gross gezogen. Trotz dieser wenig ermuthigen den Resultate war meine Geduld nicht erschöpft ich wollte die Zucht der Zebrafinken nicht fallen lassen, da ich so oft gelesen hatte, dass sie gute Heckvögel sind, und sie mir auch durch die Schönheit ihres Gefieders sehr gut gefielen. Durch die Freundlichkeit eines Wiener Händlers erhielt ich leihweise ein Pärchen importirter Zebrafinken. Vorerst liess ich dieses Paar zusammen nisten und da sie kein Resultat erzielten, verpaarte ich sie mit meinem alten Pärchen, doch auch dies war umsonst, ich erhielt weiter nichts, als eine Unzahl Eier, so dass ich nur über diesen Stoffreichthum staunen musste.

Nun hatte ich aber genug! Ich schaffte alle Zebrafinken bis auf ein junges Männchen ab, welch' letzteres ich mit einem gelbbunten Mövchenweibchen paarte. Ich hatte bei diesem Paare gute Hoffnung, denn es wurden Eier gelegt und auch fleissig bebrütet, leider waren alle Eier bis auf eines, in welchem ich ein abgestorbenes Junges fand, unbefruchtet, trotzdem ich täglich eine mehrmalige Begattung der Vögel beobachtet hatte. Besseren Erolg erzielte ich bei einer Verpaarung von Malabarfasänchenmännchen mit braunbunten Mövchenweibchen; kaum vereinigt, schritten sie sofort zur Brut. Ich enzielte hievon in zwei Bruten je ein Junges, welche dem Fasänchen sehr ähnlich sahen, nur waren sie grösser und nicht so schlank, der Schweif dem des Mövchen gleich, die Färbung im Jugendkleide etwas, ausgefärbt bedeutend dünkler als beim Fasänchen, und dabei jede Feder die Schaftstriche des Mövchens zeigend. Da ich hoffte von dem alten Paare noch mehr Nachzucht zu erhalten, gab ich beide Junge, welche Männchen und Weibchen waren, an einen mir sehr lieben Bekannten H. E. Perzina — Wien ab, doch es glückte mir trotz aller Mühe nicht mehr solche Bastarde zu erzielen.

Ich machte alle möglichen Versuche, die Vögel wieder zu einer erfolgreichen Brut zu bringen, trennte sie zeitweise, um ihre Nistlust zu steigern — alles umsonst. Gegenwärtig bebrüten sie wohl fünf Eier, doch erkenne ich selbe als unbefruchtet. Nicht unerwähnt will ich lassen, dass ein Paar Bronceamandinen, das Männchen der seltener eingeführten, schwarzbürzeligen Art angehörend, das Weibchen eine gestreifte Bronceamandine, bei mir zur Brut schritt und es bis zum Eierlegen brachte. Die Eier wurden jedoch stets angepickt, welcher der beiden Gatten des Paares der Uebelthäter war, konnte ich nicht entdecken. Ein unglücklicher Zufall wollte es, dass ich immer gerade zur Zeit, wenn die Bronceamandinen legten, keine brütenden Mövchen, welchen ich die Eier hätte unterlegen können, zur Verfügung hatte. Mövchen sind als Pflegeeltern der Eier und Jungen anderer, schlecht brütender und die Jungen im Stich lassender, Amandinenarten nicht genug zu empfehlen. Ziemlich vereinzelt dürfte der Fall sein, dass Muskatfinken im Käfig, und in der Gefangenschaft überhaupt, zur Fortpflanzung schreiten.

Auch diese Freude wurde mir zu Theil, es wurde ein Nest gebaut, die Vögel paarten sich, aber — „es wär' zu schön gewesen", beim Legen des ersten Eies ging das Weibchen ein. Es mag vielleicht manchem lächerlich erscheinen, aber ich muss gestehen, dass es mir ein grosser Schmerz war, als ich das arme Thierchen morgens todt auf dem Ei sitzend im Neste fand. Es war mir nicht um der vernichteten Freude, eine so schwer zur Brut schreitende Art gezüchtet zu haben, obwohl mich ein glücklicherer Erfolg darauf stolz gemacht hätte, sondern des lieben ungemein zahmen Vogels halber. Höchlichst überraschte mich im vergangenen Sommer ein Pärchen kleiner Elsterchen, welches nach mehreren erfolglosen Bruten zu meiner grossen Freude sechs Junge auf einmal gross zog. Es war ein reizender Anblick, dieser Familienreichthum eines so winzingen Ehepaares. Wer die Elsterchenfamilie sah, war entzückt über die Sorgtalt, welche die alten Vögel ihrer Nachkommenschaft angedeihen liessen. Als die Jungen etwa vier Monate alt geworden waren, begann die Verfärbung aus dem Jugend- in's Alterskleid, leider gingen hierbei alle sechs an Unterleibsentzündung ein. Ich glaube, dass die kühle Witterung, da es bereits Spätherbst war, und die durch die Verfärbung bedingte erhöhte Empfindlichkeit gegen diese, die Ursache der Erkrankung und dadurch des Todes war. Aus einer

download unter www.biologiezentrum.at

späteren Brut des Elsternpaares erhielt ich vier Junge, doch wurden nur zwei flügge, da ich die beiden anderen, wahrscheinlich durch Ungeschicklichkeit der Alten aus dem Neste geworfen, todt auf dem Käfigboden fand. Bei den gross gewordenen zwei Jungen dieser Brut, welche im August 1889 zur Welt gekommen sind, begann die Verfärbung Ende März dieses Jahres. Ich erwähne dies, weil in Dr. Carl Russ „Handbuch" die Verfärbung für die vierte Woche nach dem Ausfliegen angegeben ist, was nach meinen Erfahrungen nicht immer einzutreffen scheint. Seit dem 22. Jänner d. J. besitze ich abermals vier junge Elsterchen, von demselben alten Paare, und auch diese zeigen noch keine Spur beginnender Verfärbung. Zum Schlusse will ich noch meiner Zuchtergebnisse mit einem Pärchen weisser Reisamandinen erwähnen. Ich kann diese Art als Erfolg bringende, gute Nister empfehlen, trotzdem mein Paar die Jungen ihrer ersten Brut verhungern liess. Ich glaube, dass hieran das Männchen die Schuld trug, da es allzu feurig, das Weibchen fortwährend umwerbend und zur Begattung reizend, dasselbe an Ausübung seiner Mutterpflichten verhinderte. Etwa acht Tage nach dem Tode dieser Jungen schritten die Reisfinken zu einer zweiten Brut, ein Gelege von sechs Eiern fleissig bebrütend. Es entschlüpften drei Junge — in den übrigen Eiern waren die Embryonen abgestorben — welche auch aufgefüttert wurden. Trotzdem die Eltern rein weiss sind, sind zwei der Jungen scheckig, das Dritte ist in der Farbe fast ganz auf den Wildling zurückgeschlagen.

Sofort nach dem Flüggewerden der Jungen schritt das alte Paar zur dritten Brut, auch diesmal drei Junge, welche in Farbe ganz ihren Geschwistern erster Brut gleichen und in den nächsten Tagen flügge werden, grossziehend. Seit Jänner d. J. kann ich folgende Zuchtergebnisse verzeichnen: „Vier kleine Elsterchen, neun gelbbunte japanische Mövchen und sechs Reisamandinen." Ich glaube, dass dieses Resultat ein immerhin ganz annehmbares ist.

Das Futter meiner Vögel besteht in folgendem: „Je ein Theil weisse und rothe, algerische Hirse, Glanz und Reis in Hülsen; sind Junge im Neste, so gebe ich ausserdem aufgequellte weisse Hirse, in Wasser erweichte und dann stark ausgepresste altbackene Semmel, abgebrühte Ameisenpuppen und hie und da einige Mehlwürmer. Bei den Elsterchen fällt der Reis weg, auch verschmähen diese die aufgequellte Hirse und das Semmelfutter.

Kilb, im April 1890.

Anton Niederreiter.

Fluggeschwindigkeit der Brieftauben.

Die Zeitschrift „Ciel et Terre" berichtet über die in Belgien zur Feststellung der Fluggeschwindigkeit der Brieftauben auf grosse Strecken angestellten Versuche, die uns so interessant erscheinen, dass wir dieselben auch den Lesern der „Schwalbe" zur Kenntniss bringen sollen.

„Es wurden zu Calni auf Corsica 649 Tauben Morgens 4 Uhr 30 Minuten bei ruhigem Wetter und leichtem Westwinde aufgelassen. Die von den Thieren zu durchmessende Entfernung betrug in gerader Linie 900 Kilometer, wovon 150 auf das mittelländische Meer zu rechnen sind. Die Tauben nahmen zunächst ihren Weg auf Monaco zu, dann gegen einen Punct im mittleren Frankreich. Während des Tages wurde der Wind stärker und wehte lebhaft aus Nordwest. Die erste Taube kam am folgenden Tage Nachmittags 3 Uhr 16 Minuten in Verviers an, und ihre Flugzeit wird auf 27 Stunden geschätzt. Die mittlere Geschwindigkeit war also 555 Meter in der Minute oder 9 Meter in der Secunde. In Anbetracht des langen Weges ist dies erheblich, allein bei kürzeren Flugzeiten von 5 bis 10 Stunden sind Geschwindigkeiten von mehr als 1000 Meter in der Minute nicht selten. Bei Versuchen, die am 24. Juni 1988 zwischen Périgueux und Paris veranstaltet worden, hatten die ersten zehn Tauben Geschwindigkeiten von über 1100 Meter aufzuweisen. Am 30. September des nämlichen Jahres wurden zwischen Lille und Paris bei regnerischem Wetter 1260 Meter in der Minute erreicht. Der Einfluss des Windes auf diese Geschwindigkeit der Tauben ist erheblich. Bei ruhigem Wetter und kurzen Entfernungen können als normale Schnelligkeit 1100 Meter angenommen werden, erhebt sich mässiger Wind aus begünstigender Richtung, so steigt die Geschwindigkeit auf 1400 Meter, bei etwas stürmischem Winde aus der Richtung, welche den Flug der Taube unterstützt, kann die Geschwindigkeit auf 1800 Meter steigen. Weht dagegen der Wind aus ungünstiger Richtung, so vermindert sich die Schnelligkeit auf 850 Meter und selbst bis auf 600 Meter. Im Allgemeinen kann man annehmen, dass der Wind mit der Hälfte seiner Geschwindigkeit je nach der Richtung begünstigend oder verzögernd auf den Flug der Tauben einwirkt. Bei schönem Wetter und östlichen bis südlichen Winden hält die Brieftaube sich gewöhnlich in einer Höhe von 120 bis 150 Meter, bei nördlichen bis westlichen Winden in einer Höhe von 100 bis 130 Meter. Wenn es regnet, während der Wind aus Norden oder Osten weht, hält sich die Taube nahe auf dem Boden, bei südlichen bis westlichen Winden fliegt sie dagegen in Höhen von 100 bis 130 Meter. Bei ruhigem Wetter und klarem Himmel steigt die Taube meist höher, und zwar bis zu 250 oder selbst 300 Meter."

Bericht über die internationale, temporäre Geflügelausstellung vom 14.—18. Mai 1890 in Wien.

Das Amt eines Ausstellungs-Berichterstatters ist mitunter ein recht schwieriges, denn es fällt mit diesem auch die Kritik zusammen und sei dieselbe noch so unbefangen, so wird sie doch immer zum Widerspruche herausfordern, umsomehr ist es die Pflicht des Schreibers objectiv zu bleiben und den Boden strengster Sachlichkeit immer strikte einzuhalten. Dessen will sich Obgenannter recht sehr befleissigen und zählt sohin auf die Nachsicht der freundlichen Leser.

Gleich im Eingange unserer hier gebrachten Aufzeichnung müssen wir leider gestehen, dass wir uns mit der ungemein und ausnahmsweise strengen Prämiirung, welche seitens einer geehrten Jury geübt wurde, nicht einverstanden erklären können, umsoweniger, da ja die in Rede stehende Ausstellung weit aus dem Rahmen einer gewöhnlichen Sportaus-

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mittheilungen des Ornithologischen Vereins in Wien

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: 014

Autor(en)/Author(s): Niederreiter Anton

Artikel/Article: Zur Züchtung überseeischer Stubenvögel. 113-115